

Die Kalender

Autor(en): **Scheffler, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in dem tiefen Schnee verschwinden konnte? Ich frage nicht aus Neugier, aber es würde mich amüsieren, es zu erfahren!

Knud sah Ida lächelnd an, Ida errötete, antwortete aber, ohne sich zu besinnen: Er hat mich eine Strecke getragen.

Sa, stark ist der Junge, sagte der Förster. Aber darf ich mir wohl die Frage erlauben — natürlich nur, weil es mich amüsieren würde —, wie es sich eigentlich mit dem Brief verhält, den wir vor zwei Tagen bekommen haben?

Den habe ich natürlich an demselben Tage geschrieben, als ich aus Kopenhagen abreiste, und dann hat ich das Mädchen, ihn am ersten Festtag in den Briefkasten zu stecken.

Zieh die Zügel straff an, Ida! sagte der Förster, denn auf ihn ist kein Verlaß!

Ach, ich bin nicht bange, Herr — Schwiegervater darf ich wohl sagen! Und zum Sommer soll er sein Examen schon machen, dafür stehe ich ein.

Und so ging es zu, daß erst am Tage vor Schwester richtig Weihnachten im Forsthause gefeiert wurde.

Christbaum.

Hörst auch du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst du auch das schüchternfrohe,
Helle Kinderlachen klingen?
Schaust auch du den stillen Engel
Mit den reinen, weißen Schwingen?
Schaust auch du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traume?
Grüßt auch dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baume? . . .

Ada Christen.

Die Kalender.*)

Von Karl Scheffler.

Der junge Franz Synthesius, ein Pastorensohn, in dessen Familie die Selbstgerechtigkeit erblich war, hatte sich vorgenommen, ein vollkommener Mensch zu werden. Sein Ehrgeiz war, universal und harmonisch zu sein.

*) Aus: Du sollst den Werktag heiligen. Insel-Verlag, Leipzig. Wir empfehlen das gedankentiefe Büchlein unsern Lesern.

Er lebte darum allen Autoritäten nach, die in seinen Gesichtskreis traten. Das er Schiller, so ging er in ihm auf, und saß er vor einem Buch von Ibsen, so war er ganz und gar von diesem erfüllt. Mit Flaubert war er Naturalist und mit Dostojewskij Psychologe, er fühlte sich einsam mit Nietzsche, tauchte in den Strom des sozialen Lebens mit Balzac, erfreute sich dazwischen des Jägerlateins Gerstäcker, der Abenteuerromantik des älteren Dumas oder der Findigkeit Sherlock Holmes. Er blätterte daneben aber auch in den Büchern aller Wissenschaften, trieb an der Hand der Wochenblattartikel eines unzufriedenen Publizisten Politik und war auf den Galerien aller Theater und Opernhäuser zu finden. Meistens las er bis tief in die Nacht hinein und erwachte morgens wie mit einem schweren Katzenjammer. Wenn er im Bureau seine Arbeit dann schlecht verrichtete und angefahren wurde, so kam er sich wie ein Märtyrer vor und dachte: „Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.“ Er setzte sich hinter seine Geschäftsbücher und verfertigte heimlich Sentenzen und Weisheitsprüche. Dafür war er berühmt in seinem Kreise. Es war eine Redensart geworden, wenn er irgendwo erschien: „Franz, machen Sie mal eine Sentenz.“ Er dachte dann kurz nach und sagte etwas, das in der Regel so begann: „Die meisten Menschen glauben, daß . . .“, oder: „Man sollte . . .“ Natürlich fühlte Franz sich vom Schicksal mißhandelt; aber er wußte auch, daß es so sein mußte. Seine Brüder nahmen das Leben nicht halb so ernst und gründlich wie er, und doch waren sie glatt durch alle Examina gekommen und hatten im Leben bereits sichtbaren Erfolg, während der Idealist Franz in ein Bureau getan werden mußte und immer blieb, was er war, ein unselbständiger Hilfsarbeiter. Aber er wollte die Menschheit schon beschämen. Vorläufig freilich konnte er mit den einzelnen Menschen gar nicht auskommen, trotzdem er harmlos und still vor sich hin lebte. Er war kurze Zeit verlobt gewesen; aber seine Braut hatte das Verhältnis gelöst, weil sie seine gebildete Unterhaltung und die Fülle seiner Interessen nach wenigen Wochen nicht mehr aushalten konnte, und weil er im Leben so gar nicht vorwärtstam. Um so mehr tröstete er sich mit den großen Männern, seinen Vorbildern, die auch einsam gewesen waren. Über ihren Schriften kamen ihm oft die Tränen, so herzlich fühlte er das Gute, Wahre und Schöne nach; doch konnte er nicht unterlassen, während er begeistert weinte, in den Spiegel zu blicken, um zu erkennen, ob er weinend wohl recht bedeutend aussehe.

Seine Stube hatte Franz sich wie ein kleiner Doktor Faust hergerichtet. Über dem Schreibtisch war ein Totenschädel angebracht. Darunter stand mit Goldbronze auf schwarzen Papier geschrieben: Memento mori! Dahinter kreuzten sich zwei Degenklingen und hing ein Revolver, an dem ein Zettel befestigt war: „Geladen!“ Auf den Regalen lagen hohe Stöße zerlesener Reklamehefte, und an den Wänden waren Bilder befestigt, die aus Zeitschriften herausgeschnitten waren. Da war Böcklins „Toteninsel“, eine glatte Schwarzwaldschöne, Köpfe berühmter Männer, die Mona Lisa, Reproduktionen Klingerscher Radierungen und einige Mädchenköpfe von Zigarrenkistenetiketten. Auf dem Schreibtisch war eine künstliche Unordnung hergestellt, und auf dem Nachttisch, nebenan in der Kammer, lagen stets ein Blatt Papier und ein Bleistift, damit Franz gleich seine Einfälle notieren könne, wenn er nachts erwachte.

Eines Weihnachtsfestes geschah es nun, daß jeder seiner Brüder ihm

einen Kalender schenkte. Stattliche Abreißkalender, mit Allegorien in verwegenen Farben auf den Papptafeln und mit Weisheitsprüchen vieler berühmter Männer unter den Tagezzahlen. Franz nahm die Geschenke dankbaren Gemütes entgegen, hängte den einen Kalender über seinen Waschtisch in der Kammer und den andern über das Sofa in der Stube. Jeden Morgen genoß er fortan schlaftrunkenen Auges beim Waschen schon einen Spruch, und einen zweiten, wenn er sich zum Kaffeetrinken niederließ. Das war ganz nach seinem Sinn. Er überlegte sich, welcher ideale Nutzen aus der Situation zu ziehen sei, und beschloß, seine Tage nach den Weisungen der Kalendersprüche zu richten und sich von den großen Männern so der Vollkommenheit mit stolzer Sicherheit zuführen zu lassen.

Zuerst ließ dieses Kalenderleben sich ganz gut an. Nur mußte er höllisch aufpassen, daß ihm die Lebensregeln nicht durcheinanderkamen. Auch forderten die Kalenderautoritäten recht vielerlei. Am 10. Januar stand über dem Waschtisch, ein gesunder Geist könne nur in einem gesunden Körper wohnen, worauf Franz sofort einige gymnastische Bewegungen machte, trotz der Kälte die Fenster öffnete — was ihm einen Schnupfen einbrachte — und sich abends in einem Turnverein anmeldete. Noch war der strebsame Franz aber nicht bis zum Februar gekommen, als ein seltener Zwiespalt sich einstellte. Hatten die Brüder ihn necken wollen, oder war es Zufall, kurz, es zeigte sich immer häufiger, daß sich die Sprüche in der Schlafkammer und in der Wohnstube in einer unvereinbaren Weise widersprachen. Entweder stimmten die Lehren der beiden Kalender an einem Tage nicht zusammen, oder es wurde in demselben Kalender heute etwas geraten und morgen das Gegenteil, oder es widersprach sich sogar in wenigen Tagen dieselbe Autorität mit unerhörter Inkonsequenz. Darin war vor allem Goethe groß. Franz spürte, daß es nicht leicht ist, ein vollkommener Mensch zu werden. Einmal sagte der Kalender, der Mensch müsse edel, hilfreich und gut sein. Infolgedessen verschenkte der gute Synthesius seine ganze Tagesbarschaft an arme Leute und hungerte mit stillem Genuß. Am nächsten Tag war er dagegen rauh zu seiner Wirtin und im Bureau einfach unausstehlich, denn über dem Sofa hatte Bishers Wort gestanden, durch dieses Leben sich durchzuschlagen, das wolle ein Stück Robheit. Aber es kam noch schlimmer. Oft war ihm zumute, wie ihm einst als Knabe gewesen war, als er von den Eltern mit einer Bestellung in die Nachbarschaft geschickt worden war und als er über dem Tor des Hauses diese beiden Inschriften las: „Willkomm, tritt ein, bring Glück herein!“ und darunter: „Eintritt verboten, bissige Hunde!“ Beim Waschen las er eines Tages: „Die Pflicht zu bessern gibt das Recht zu tadeln.“ Wie richtig! rief er in seine Waschschüssel hinein. Über dem Sofa aber las er wenige Minuten später: „Tadeln ist leichter als besser machen.“ Hin- und hergerissen verließ er seine Wohnung. Ein andermal las er beim Ankleiden: „Wer bescheiden ist, muß dulden“ und beim Kaffeetrinken: „Bescheidenheit ist eine Bier“; er war ganz glücklich und den ganzen Tag bis zur Frechheit bescheiden. Am nächsten Morgen aber wurde ihm der Spruch an den Kopf geworfen, nur die Lumpe seien bescheiden! Und das war obendrein von Goethe. Franz wurde allmählich nervös. Kalender A sagte: „Das Ziel muß man früher kennen als die Bahn“, und Kalender B antwortete: „Der Weg ist das Ziel.“ Oder, einige Tage später: „Guter Wille ist höher als aller

Erfolg“, und daneben: „Der Wille ist nichts, die Tat alles.“ „Diene der Menschheit“, sagte der eine Mahner, und der andere replizierte: „Niemand kann zweien Herren dienen.“ „Erkenne dich selbst“ las er beim Aufstehen und meinte, dagegen sei nun doch wirklich nichts einzuwenden und er nahm sich heftig vor, sich selbst zu erkennen. Und doch sagte ihm Goethe, der große weise Goethe, der Widerspruch doch nicht zuläßt, etwas später: „Erkenne dich, was hab ich da für Lohn? Erkenn ich mich, so muß ich schon davon.“ Es war wie Heimtücke zwischen den Kalendern. Sie zogen Franz nicht nur den Rest seines eigenen Charakters, den Rest seines Willens aus, sondern zerstörten langsam seinen Geist. Die Welt schien ihm in ihren moralischen Grundfesten zu wanken. Je weiter das Jahr vorschritt, desto schlimmer wurde es. Die heiligsten Dinge wurden angetastet. „Die Liebe ist das Höchste“ sang ein Dichter über dem Kaffeetisch; „Doch die Liebe ist das Trübe“ rezitierte der Dichter des andern Kalenders. Am schlimmsten war Nietzsche mit seinen Maximen und Reflexionen. Überhaupt die Modernen! Sie konnten einem ehrlichen Synthetiker das Leben schon sauer machen.

Im Sommer verreiste Franz vierzehn Tage, da erholte er sich ein wenig. Kaum war er aber zurück, so ging es ärger her als zuvor. Gleich am ersten Morgen sagte der eine Kalender: „Strebe stets zum Besseren!“, worauf der zweite prompt erwiderte: „Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Langsam kam Franz zu der Einsicht, daß man von jeder „Wahrheit“ auch immer das genaue Gegenteil sagen könne, und daß es dann ebenso richtig sei. Er verlor sich in dem Spiel, die moralischen Wahrheiten umzukehren. Bei dieser anarchischen Tätigkeit vernachlässigte er seine Arbeit so, daß ihm seine Stellung gekündigt wurde. Er fürchtete sich jetzt vor seinen Kalendern, ohne doch den Mut zu haben, sie einfach von der Wand zu reißen und fortzuwerfen. Es bemächtigte sich seiner eine Art von Verfolgungswahnsinn.

Am Silbestermorgen, als er zum letztenmal seine Arbeitsstelle aufsuchen wollte — denn er ging stellenlos in das neue Jahr hinein —, angesichts des letzten Kalenderblatts in der Kammer, kam es zur Katastrophe. Beim Waschen las Franz Synthesius den Spruch Nietzsches: „Wer tiefer denkt, weiß, daß er immer unrecht hat, er mag handeln und urteilen, wie er will.“ Ohne sich weiter zu besinnen, eilte Franz, halb nackt, wie er war, ins Wohnzimmer, zog hinter dem Totenschädel den Revolver hervor und schoß sich ins Herz. Er hatte es so eilig, daß er sogar vergaß, dabei in den Spiegel zu sehen. Als er von seiner Wirtin gefunden wurde, hatte er noch den keuschen weißen Seifenschaum am Körper.

Auf dem Kalender über dem Sofa war an diesem Tage als Silvesterspruch zu lesen: „Sei du selbst!“ Aber diesen Spruch hatte Franz Synthesius nicht mehr gelesen. Er ist auf seinem Weg zur Vollkommenheit gestorben, bevor er zu dieser Allertweltsweisheit gelangen konnte.

Meine erste Bekanntschaft mit Gottfried Keller.

Mitgeteilt von Otto Lasius, Zürich.

Neulich, als wir im alten ehrwürdigen Trinkstübchen in der jetzt so allbekanntesten Weinstube der „Opfelmhammer“, im Neumarkt, bei einem guten Glase Wein und einer kräftigen Zigarre saßen, erzählt mir mein alter